

## Egofile 0.2\*

*Du stößt in einem Rain auf einen Körper ohne Kopf und Kleider. Die Tiere, die allein fressen, waren schon da, die Insekten störst du nicht. Zeit, Arbeit, Wirtschaft, Tod, du hast keine Bilder zu den Wörtern. Du suchst den Rain ab und fängst an zu scharren, kommst graben, so oft du kannst und malst dir aus, Henkel an den Brustkorb zu binden und ihn mit Knochen zu füllen. Die Felder sind der Marktplatz, die Steinchen in den Furchen das Geld. Du nimmst deine Spiele ernst und ‚Köpfe rollen‘ wörtlich, doch am Ende deiner langen heißen Tage gibst du die Suche nach dem Schädel auf. Wir, die Konzerne, erschließen die Erde für dich. Wir nehmen uns umso mehr heraus, je größer wir werden. Was willst du einmal werden?*

Ein Du rätselt, was es wollen soll, seine Straße führt vom Rand der Kleinstadt in die Felder. Bis zum Horizont nur Felder, die Sonne verbrennt das Du und die Felder: Mit den alten Bildern stellt sich jedes Mal die alte Beklemmung ein, doch erst seit ich das mulmige Gefühl mit der ‚Grüne Revolution‘ genannten Züchtung landwirtschaftlicher Hohertragsorten in Verbindung bringe, kommt noch so etwas wie Scham hinzu. Das Du hat keine Vorstellung von mir als seiner Zukunft, ich bin also mit der Einsicht allein, dass uns unser Unbehagen gegenüber den Landmaschinen, die mit dem Erdreich zerrissene Tiere umwälzen oder hinter Weizenstaubwirbeln unsichtbar werden, mit der Zeit, die uns trennt, verbindet.

*Muss ja weitergehen.* Auch die Scham gehört nur mir und regt sich als etwas, das seine Bergung hintertreibt, zwischen den Zeilen. Meine Vorfahren sind der Wiederaufbau und das Wirtschaftswunder, mein Lebensraum ist Europa und mein Lebensland Sitz der Organisation erdölexportierender Länder. Mein Lebensraum fühlt sich nicht wohl in seiner Haut, die Anmerkung wäre lange vor Zustand C schon eine Untertreibung gewesen, mit dem Unterschied, dass Weiterwurschteln als Übereinkunft noch weniger umstritten war.

*Wird schon werden.* Hoffnung ist Arbeits- so gut wie Lebensbedingung und Unbehagen bis zu einem gewissen Grad wohl auch Begleiterscheinung jeder Textverfertigung. Ich jedenfalls muss mir etwas vormachen, um weiterzumachen, dabei habe ich erst, wenn ich mir nichts vormache, überhaupt die Hoffnung, mir klarzumachen, wie lange das Unbehagen in meinem Lebensraum schon in mein Arbeitsunbehagen drängt. Mir ist allenfalls das Ausblenden der meine Denkroutinen gefährdenden Verschiebungen gelungen, doch jetzt führt ‚weiter wie bisher‘ endgültig nicht mehr weiter. Anstatt weiter verfahren zu wollen, als sei ich so etwas wie die Souveränin des Geschriebenen – im Sinne welcher Übereinkünfte auch immer –, kann ich nur weiter dorthin leuchten, wohin ich nicht schauen will. Erst wenn ich in meinem Unbehagen mehr als eine Produktionsbedingung sehe, erkenne ich darin ebenso das der Schülerin der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die mit Aufsatzthemen wie ‚Jeder ist seines Glückes Schmied‘ ringt, sei es in der Schulbank aus monarchischen Beständen mit Blick auf die Rücken der anderen oder im Einfamilienhaus mit freier Sicht auf die Wand aus Erntestaub, und kann mir eingestehen, dass ‚Mein Lebensraum fühlt sich nicht wohl in seiner Haut‘ schon in meine Schulaufsätze gepasst hätte.

*Kann so nicht weitergehen.* Die Verbreitung der Hohertragssorten beruht auf der in die neunzehnhundertvierziger Jahre zurückreichenden Zusammenarbeit von Rockefeller Stiftung und mexikanischer Regierung mit dem Ziel, die Produktion von Weizen, Mais und Bohnen zu steigern. Über Norman Borlaug, den Mastermind dieser Entwicklung, schreibt die Journalistin Barbara Klingbacher, der Agrarwissenschaftler habe Aufsehen erregt, weil er nicht dem in Mexiko üblichen Bild eines Chefs gemäß mit einem ‚saco limpio‘ (sauberen Jackett) im Büro saß, sondern zu den Bauern aufs Feld ging und sie beriet. 1970 erhält Borlaug den Friedensnobelpreis, fünfzig Jahre später klingt ‚Grüne Revolution‘ wie ein Hohn, und die Fantasie vom hemdsärmeligen Pfundskerl im Kampf gegen den Hunger in der Welt im Dienste einer Stiftung mit der Strategie, die Welt in von dem Wirtschaftsimperium gleichen Namens abhängige Absatzmärkte zu verwandeln, wie der Auftakt eines Science-Fiction-Thrillers namens ‚Gegenwart‘.

*In der Welt haben wir, die Konzerne, das Sagen. Unsere Freunde haben das Sagen in ihren Ländern, gemeinsam wahren wir den Schein. Wäre das nicht auch etwas für dich? Wir lassen dich wissen, was du wissen sollst. Dass die Uhren eine Stunde vorgehen, weil dein Lebensraum mit dem Erdöl haushalten muss, zählt dazu, dass deine erste Zeitemstellung für deinen Lebensraum die dritte des Jahrhunderts ist, hingegen nicht: Krieg plus Mangel ergibt Sommerzeit, Einsichten wie diese würden deine Kauflaune trüben, und du nützt uns nur, wenn du an uns glaubst. Du musst dich nicht gleich entscheiden. Tanze lieber noch ein bisschen und gib die Hoffnung auf gesunde Bräune nicht auf: Der Krieg ums Öl ist weit weg und die Sonne scheint dir ab sofort eine Stunde länger, mehr brauchst du nicht zu wissen.*

*Musste so kommen.* Ich finde Arbeit in einem Feld namens ‚Kreativwirtschaft‘. Unser größter Kunde ist ein Mineralölkonzern, ‚der Kunde ist König‘ unser Motto. Als der Konzern die ‚Deepwater Horizon‘ im Golf von Mexiko versenkt, habe ich der Wirtschaft schon wieder den Rücken gekehrt und schäme mich trotzdem. Es als späte Quereinsteigerin mit dem Schreiben zu versuchen, ist nur denkmöglich, weil die Wahrscheinlichkeit, im Ernstfall nicht zu verhungern, in meinem Lebensraum nach wie vor hoch ist. Auf wessen Kosten dieser Wohlstand seit Jahrhunderten geht, kann ich erst abseits gesellschaftlich akzeptierter Betriebsamkeit in dem Sinn klarer sehen, den ich als ‚Begreifen‘ auffasse und von ‚Verstehen‘ unterscheide. Die angesichts des größten Ölunfalls der Geschichte fast unerträglich obszöne Schönheit des Namens der Bohrinselfinde ich heute verstörender als vor elf Jahren.

*Mir ist unbehaglich.* Wer friert und flüchtet, nichts zu essen und kein Dach über dem Kopf hat, wählt andere Zustandsbeschreibungen. Unbehagen ist ein Wohlstandsgefühl und Scham ein wortloser Rohstoff. Sie zu benennen, kann nur misslingen, es dennoch zu versuchen, ist aber nicht nur Zeitvergeudung, denn es kommt dabei etwas in Gang, das mich die sinnlosen Textbrocken der letzten Monate als Material, das auf keiner Schonhaltung mehr beruht, neu betrachten lässt. Ich erkenne, dass das ein Anfang ist und wie offenkundig sich der wortlose Rohstoff bereits in eine alltägliche Beobachtung aus dem letzten Sommer vor Zustand C eingeschrieben hat:

*Zwei Erwachsene, zwei Kinder, im jeweils selben Alter und jeweils mit Telefon beziehungsweise Spielkonsole befasst. Beide Kinder zupfen hin und wieder an ihren Erwachsenen, die ohne aufzuschauen antworten. Vollbesetzte Waggons kommen selten zur Ruhe, doch auf offener Strecke sind nur noch die Geräusche des fahrenden Zuges und manchmal ein Räuspern oder Flüstern zu hören. Die Kinder lassen die Konsolen sinken und rücken an ihre Erwachsenen heran, die nun hoch und auf die Köpfe ihrer Kinder schauen, die ich in die vorbeiziehende Landschaft – bis zum Horizont nur trockene Felder –, und dann in die Gesichter ihrer Erwachsenen blicken sehe, als würden sie sich fragen, was die Welt von ihnen erwartet. Ich frage mich, wann dieses vorbehaltlose Zutrauen verschwunden sein wird, und bin sicher, dass beide Kinder das Wort ‚Enthauptung‘ noch nicht kennen.*

\* ‚Egofile 0.1‘ ist im April 2020 für die Plattform ‚Literatur für den Fall‘ des Literaturhauses Salzburg entstanden, ‚Egofile 0.2‘ im Februar 2021 anlässlich der Einladung zum Salon-Lobmeyr-Dossier der Zeitschrift ‚Literatur und Kritik‘ (Nr 553/554 Mai 2021).